Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Erster Band.

Erstes bis drittes Heft.

Wien, 1834.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

Österreichische Nationalbibliothek
Digitale Services

Oestreichische militärische

Zeitschrift.

Zweites Heft.

In omni autem praelio non tam multitudo et virtus indocta, quam ars et exercitium solent praestare victoriam.

Flavius Vegetius.

Redakteur: Joh. Bapt. Schels.

Wien, 1834.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Heft.

Seite

I. Geschichte der Kriegsereignisse in Deutschland, in den letzten vier Monaten des Jahres 1792. Nach östreichischen Originalquellen 3

II. Skizze der Expedizion nach Portugal 1832. Zweiter Theil . 21

III. Die Schlachten bei Wawer, Bialolenka und Grochow, im Februar 1831 41

IV. Miszellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei 90

V. Neueste Militärveränderungen 100

VI. Übersicht des Inhalts der älteren Jahrgänge der östreichischen militärischen Zeitschrift 108

Zweites Heft.

I. Der Bosporus und die Dardanellen. Mit zwei Planen . 123

II. Geschichte der Kriegsereignisse in Deutschland, in den letzten vier Monaten des Jahres 1792. (Schluß.) . . . 138

III. Über das Lager bei Turas 1833 155

IV. Die Militärverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft 177

V. Literatur:

1.) Clausewitz vom Kriege 187

2.) Kauslers Schlachten-Atlas 202

3.) Wörls Atlas von Europa 206

Seite

VI. Miszellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei (Fortsetzung.) 208
VII. Fortsetzung des Ehrenspiegels der k. k. östreichischen Armee 221
VIII. Neueste Militärveränderungen 224

Drittes Heft.

I. Geschichtliche Skizze der Kriegsereignisse in Tirol, im Jahre 1809. Dritter und letzter Abschnitt. Erste Abtheilung 235
II. Die Schlachten bei Wawer, Bialolenka und Grochow, im Februar 1831. (Fortsetzung.) — Mit dem Plane dieser Schlachtfelder 290
III. Nekrolog des k. k. Feldmarschall-Lieutenants von Mumb 315
IV. Literatur. Gegenbemerkungen über einige Rezensionen der Militärischen Fantasien 324
V. Miszellen. Mit besonderer Beziehung auf die älteste Geschichte der Reiterei. (Fortsetzung.) 340
VI. Neueste Militärveränderungen 343

V.

Literatur.

1. Vom Kriege.

Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. — Erster Band. — Berlin, bei Ferdinand Dümmler 1832.

Der Verfasser, welcher der Ausarbeitung des ebengenannten Werkes die Früchte eines vieljährigen Nachdenkens über den Krieg widmete, hat die vierzehn letzten Jahre seines thätigen, wirkungsreichen Lebens (er starb am 16. November 1831) dazu verwendet, die Wissenschaft des Krieges auf einen Standpunkt zu erheben, wo sie, frei und unabhängig von jeder Verwandtschaft mit den übrigen Zweigen des menschlichen Wissens, für sich allein, als ein geregeltes, von eigenen positiven Gesetzen bewegtes Ganzes, den Vorrang unter allen philosophischen, empirischen und technischen Wissenschaften und Künsten einnimmt. — Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß der Krieg nichts ist, als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln, strebt der Verfasser, unterstützt von einem tiefen, philosophischen Blicke, die eigentlichen Gesetze der Wissenschaft, die Hauptlineamente des Krieges zu ermitteln, und somit seinen weiteren Betrachtungen eine feste Basis zu geben. Dieses Streben gibt dem ganzen Werke eine besondere Farbe, ein eigenthümliches, höchst auffallendes Gepräge; wodurch ein eigener Abschnitt für die Kriegswissenschaft an den Tag gefördert wird. — Erwägt man, daß der geistvolle Verfasser bei Lösung seiner großen Aufgabe, die er sich gestellt, keinen andern Autor, keine fremden An-

sichten zu Rathe zog, sondern bloß aus sich selbst, durch angestrengtes Nachdenken und gemachte Erfahrung, ein Gebäude zu schaffen sich bemühte, welches an äußerer architektonischer Schönheit sowohl, als an innerer Festigkeit und Haltbarkeit alle Jene weit hinter sich zurück läßt, die von vielen seiner Vorgänger, und zwar meist mit fremdem Materiale gebaut wurden, so dürfte es wohl nicht uninteressant seyn, das Werk des Baumeisters, der leider durch einen zu frühen Tod verhindert ward, die letzte Hand an seine Schöpfung zu legen, näher in Augenschein zu nehmen. — Erst nach dem Hinscheiden des Generals übergab seine Witwe dessen Schriften dem Drucke. So wollte es der Bescheidene. Das Werk zu vollenden, war sein sehnlichster Wunsch, aber nicht seine Absicht, es während seines Lebens der Öffentlichkeit zu übergeben. —

Von den acht Büchern, woraus das Ganze besteht, erhalten wir hier einstweilen vier, von denen das erste: Über die Natur des Krieges; das zweite: Über die Theorie des Krieges; das dritte: Von der Strategie überhaupt; und das vierte: Das Gefecht überschrieben sind. — Die Überschriften der einzelnen Kapitel sind die Überreste des Gerüstes, welches die neidische Parze dem Verfasser abzunehmen keine Zeit gönnte. Wir zweifeln, daß General Clausewitz sie selbst als Marginalien im Drucke würde behalten haben. So wie sie jetzt dastehen, stören sie außerordentlich; da der Faden des Gedankens gewaltsam zerrissen wird, der sich sonst sehr klar und fortlaufend entwickelt. Wir wollen uns daher auch an diese Zerstörung, welche da Aphorismen schafft, wo ein tief durchdachtes Ganzes waltet, nicht kehren, sondern dem so höchst originell und genial abgehandelten Gegenstande selbst, im Zusammenhange, unsere Aufmerksamkeit widmen. —

Erstes Buch. — Über die Natur des Krieges.

Der Verfasser denkt, zuerst die einzelnen Elemente seines Gegenstandes, dann die Theile oder Glieder desselben, und zuletzt das Ganze in seinem innern Zusam-

menhanges zu betrachten; also vom Einfachen zum Zusammengesetzten fortzuschreiten. Allein er hält es vorher für nothwendig, mit einem Blicke auf das Wesen des Ganzen zu beginnen; da hier mehr als irgendwo mit dem Theile auch zugleich immer das Ganze gedacht werden müsse. — Vor Allem ermittelt daher Clausewitz die Definizion des Krieges. Da Jeder den Andern durch physische Gewalt zur Erfüllung seines Willens zu zwingen sucht, und daher den Gegner niederzuwerfen, und dadurch zu jedem ferneren Widerstande unfähig zu machen trachtet, so nennt der Verfasser den Krieg einen Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen. Hieraus entstehe eine Wechselwirkung zwischen beiden kämpfenden Theilen, welche, dem Begriffe nach, zum Äußersten führen muß. Clausewitz nennt dieß die erste Wechselwirkung, und das erste Äußerste, worauf man stoße. Er bemüht sich hierauf, jenen menschenfreundlichen Seelen, welche die wahre Tendenz der Kriegskunst in einem künstlichen Entwaffnen oder Niederwerfen des Gegners, ohne viele Wunden zu verursachen, suchen, ihren gewaltigen Irrthum zu benehmen. — „Da der Gebrauch der physischen Gewalt in ihrem ganzen Umfange die Mitwirkung der Intelligenz auf keine Weise ausschließt, so muß der, welcher sich dieser Gewalt rücksichtslos, ohne Schonung des Blutes, bedient, ein Übergewicht bekommen, wenn der Gegner es nicht thut. Dadurch gibt er dem Andern das Gesetz, und so steigern sich Beide bis zum Äußersten, ohne daß es andere Schranken gäbe, als die der inwohnenden Gegengewichte.“ — Die Wahrheit dieses Satzes würde uns vollkommen einleuchten, wenn der geehrte Autor gesagt hätte, daß Demjenigen der Sieg zu Theil werde, welcher, bei gleicher Intelligenz zwischen den Kämpfenden, die äußerste physische, kein Blut schonende Gewalt aufbietet. Denn sonst könnte eine höhere Intelligenz, mit geringerem physischen Kraftaufwande und größerer Schonung des Blutvergießens, mehr ausrichten, als die äußerste Kraftanstrengung zu leisten vermag, wenn die Intelligenz

ihr nicht in gehöriger Potenz zur Seite steht. — Wir sind übrigens weit entfernt, uns in eine Kritik einlassen zu wollen, die bloß Demjenigen erlaubt seyn würde, welcher als Beurtheiler auf einem höheren geistigen Standpunkte als der Beurtheilte zu stehen wähnt. Und wahrlich, dazu müßte eine ungeheuere Anmaßung gehören! Dagegen glauben wir, den Vorwurf der Arroganz da nicht zu verdienen, wo wir uns durch den Gegenstand selbst angezogen fühlen, unsere Gedanken zu äußern, anstatt die Worte des verewigten Generals nachzubeten. Ja, wir meinen sogar, daß es der Wunsch des Verfassers gewesen seyn dürfte, denkende Leser, und nicht bloß solche Gläubige zu finden, die, geblendet von dem Lichtmeere der Offenbarung, das sie umstrahlt, es für Todsünde halten, ihre scheuen Blicke zu der glänzenden Erscheinung zu erheben, und lieber, an ihre Brust klopfend, ausrufen: „Selig sind, die da glauben, ohne gesehen zu haben!“ *) was freilich ganz bequem wäre. —

Nach dieser Erklärung, — mit welcher wir uns für alle künftige Fälle verwahren, wo wir unsere Ideen über irgend ein Gesagtes zu äußern wagen, — nehmen wir wieder den Faden unserer Betrachtungen auf. — Sehr sinnreich unterscheidet Clausewitz beim Kampfe zwischen Menschen zwei verschiedene Elemente: das feindselige Gefühl, und die feindselige Absicht. Letztere, welche zuerst von der Regierung ausgeht, entzündet das Erstere unter den Kriegern, nach Maßgabe der Wichtigkeit und Dauer der feindseligen Interessen gegen einander. Bei rohen Völkern herrschen die dem Gemüthe, bei gebildeten die dem Verstande angehörenden Absichten vor. Allein dieser Unterschied

*) Aber diese Quelle, deren krystallene Fluthen über reine Goldkörner strömen, fließt in keinem flachen, Jedermann zugänglichen Bett, sondern in einem engen, von gigantischen Ideen eingeschlossenen Felsenthale, an dessen Zugängen der hohe Geist Wache hält, wie der Cherub mit dem Schwerte, und Jeden zurückweiset, der um den gemeinen Preis flüchtigen Gedankenspiels Eingang begehrt. S. mil. Lit. Zeit. 1832. B. 13. H. 6. Seite 554.

liege nicht in dem Wesen von Rohheit und Bildung selbst, sondern in den sie begleitenden Umständen, Einrichtungen, u. s. w.; er ist also nicht nothwendig in jedem einzelnen Falle; sondern er beherrscht nur die Mehrheit der Fälle, — mit einem Worte: auch die gebildetsten Völker können gegen einander leidenschaftlich entbrennen. —

Das Ziel des kriegerischen Aktes ist, den Feind wehrlos zu machen. Denn, wenn der Gegner unseren Willen erfüllen soll, so müssen wir ihn in eine Lage versetzen, die nachtheiliger ist, als das Opfer, welches wir von ihm fordern. So lange der Gegner nicht niedergeworfen ist, steht uns dieses Schicksal bevor, folglich gibt er uns das Gesetz, wie wir es ihm geben. Dieß nennt der Autor die zweite Wechselwirkung, die zum zweiten Äußersten führt. — Will man den Gegner niederwerfen, so müsse man die Anstrengungen hierzu nach seiner Widerstandskraft abmessen. Diese drückt Clausewitz durch ein Produkt aus, dessen Faktoren sich nicht trennen lassen, nämlich: die Größe der vorhandenen Mittel und die Stärke der Willenskraft. Aber dieselben nach unserer Widerstandskraft berechneten Anstrengungen wird der Gegner aufbieten. Hieraus entsteht eine neue gegenseitige Steigerung, welche, nach dem Verfasser, zur dritten Wechselwirkung und zum dritten Äußersten führt. —

Nunmehr vergleicht der General diese abstrakten Begriffe mit der Wirklichkeit. Er gewahrt, daß Modifikazionen eintreten werden; weil 1.) der Krieg nie ein ganz isolirter Akt ist, sondern mit dem früheren Staatsleben im Zusammenhange steht; 2.) weil er nicht aus einer einzigen oder aus einer Reihe gleichzeitiger Entscheidungen besteht; und 3.) weil er, bei dem gegenwärtigen Staatenverhältnisse, keine in sich vollendete Entscheidung enthält, sondern der politische Zustand, welcher ihm folgen wird, durch den Kalkül auf ihn zurückwirkt. Diesen drei angeführten Ursachen läßt der Verfasser hierauf eine weite, philosophische Erörterung folgen, die wir übergehen müssen, da der Raum dieser Blätter einerseits keine nähere Beleuchtung derselben

gestattet, anderseits wohl auch jedem denkenden Leser die Wahrheit dieser Sätze sich von selbst darstellt, wenn er nur einen Blick auf die Geschichte und den gesellschaftlichen Zustand der Völker zu richten geneigt ist. Genug, daß dadurch dem ganzen kriegerischen Akte das strenge Gesetz der nach dem Äußersten getriebenen Kräfte wieder genommen wird. Die Grenzen für die Anstrengungen werden nach jenen Wahrscheinlichkeitsgesetzen bestimmt werden müssen, welche aus dem Karakter, den Einrichtungen, dem Zustande, den Verhältnissen des Gegners, für beide Theile entstehen. Hierdurch tritt der politische Zweck des Krieges, welcher bisher durch das Gesetz des Äußersten gleichsam unterdrückt gewesen, wieder hervor, und erscheint als ursprüngliches Motiv unserer Anstrengungen. Die größere oder geringere Wichtigkeit des politischen Zweckes steht daher im geraden Verhältnisse mit jenen Anstrengungen, die wir zur Erreichung desselben anwenden. Allein das Resultat kann darum doch ein ganz anderes werden. „Es können in zwei Völkern und Staaten sich solche Spannungen, eine solche Summe feindseliger Elemente finden, daß ein an sich sehr geringes politisches Motiv eine weit über seine Natur hinausgehende Wirkung, eine wahre Explosion hervorbringen kann.“ —

Der Verfasser hält jeden Stillstand im kriegerischen Akte, beim ersten Anblicke, für widersinnig. Haben beide Theile sich zum Kampfe gerüstet, so muß ein feindseliges Prinzip sie dazu bewogen haben. So lange sie nun gerüstet bleiben, d. h. nicht Frieden schließen, könne dieses Prinzip bei einem der beiden Gegner nur unter einer einzigen Bedingung ruhen, nämlich: einen günstigeren Zeitpunkt des Handelns abwarten zu wollen. Allein eben dadurch müßte bei dem Andern das Interesse zum Handeln gesteigert werden. Dadurch aber würde eine Kontinuität in das kriegerische Handeln kommen, die wieder Alles steigern müßte. Da wir aber wissen, daß es eine Menge von Kriegen gibt, wo das Handeln bei weitem den geringsten Theil der angewendeten Zeit einnimmt, und der

Stillstand den ganzen übrigen, so bemüht sich der Verfasser, die wahren Ursachen dieses Stillstandes im kriegerischen Akte zu ergründen. Indem man sich nämlich das Interesse des einen Feldherrn immer in entgegengesetzter Größe bei dem Andern denkt, entstehe eine Prinzip der Polarität, welche jedoch nur dann gültig seyn könne, wenn selbe an einem und demselben Gegenstande gedacht wird, wo die positive Größe und ihr Gegensatz, die negative, sich genau vernichten. In der Schlacht herrsche wahre Polarität; denn der Sieg des Einen vernichte den des Andern. Angriff und Vertheidigung seyen aber Dinge von verschiedener Art und von ungleicher Stärke; die Polarität könne daher auf sie nicht angewendet werden. — Aus diesen vorausgeschickten Betrachtungen folgert der Verfasser nunmehr, daß zweierlei Ursachen den Stillstand im kriegerischen Akte herbeiführen; nämlich, wenn die Polarität durch die Überlegenheit der Vertheidigung über den Angriff vernichtet wird, oder wenn die einander gegenüberstehenden Feldherren, wegen unvollkommener Einsicht der beiderseitigen Lage, Jeder dem Andern das Handeln zumuthen, und daher durch dieses gegenseitige Abwarten der kriegerische Akt im Fortschreiten gehemmt wird.

Hieraus schließt Clausewitz, wie sehr die objektive Natur des Krieges ihn zum Wahrscheinlichkeitskalkül mache. Allein es gäbe noch ein Element, das ihn zum Spiel gestalte, — den Zufall. Wirft man einen Blick auf die subjektive Natur des Krieges, das heißt, auf diejenigen Kräfte, mit denen er geführt werden muß, so müsse er uns gleichfalls als ein Spiel erscheinen. Das Element, in welchem die kriegerische Thätigkeit sich bewegt, ist Gefahr. Aber in der Gefahr ist der Muth die vornehmste aller Seelenkräfte. Zwar könne sich der Muth mit kluger Berechnung nicht vertragen; aber Wagen, Vertrauen auf Glück, Kühnheit, Verwegenheit seyen auch Äußerungen des Muthes, und alle diese Richtungen der Seele suchen das Ungefähr. Ein Gewebe von Möglichkeiten, Wahrscheinlichkeiten, Glück und Unglück lassen den sogenannten mathe-

mathischen Berechnungen der Kriegskunst nirgends festen Grund fassen. Es handle sich daher nur darum, solche Gesetze aufzustellen, in welchen sich Muth und Selbstvertrauen, jene nothwendigen und edelsten der kriegerischen Tugenden, in allen ihren Graden und Veränderungen frei bewegen können. —

Aber der Krieg bleibt immer ein ernstes Mittel für einen ernsten Zweck. Er geht namentlich bei gebildeten Völkern immer von einem politischen Zustande aus, und wird nur durch ein politisches Motiv hervorgerufen. Der Verfasser untersucht nunmehr, wie und auf welche Weise dieses Motiv die erste und höchste Rücksicht bei seiner Leitung bleibt, und in wiefern sich der Zweck oft der Natur des Mittels fügen müsse. Dadurch gelangt er zu dem Resultate: daß die Politik den ganzen kriegerischen Akt durchziehen und einen fortwährenden Einfluß auf ihn ausüben werde, so weit es die Natur der ihn explodirenden Kräfte zulasse. — Je großartiger und stärker die Motive des Krieges seyen, um so mehr werde sich der Krieg seiner abstrakten Gestalt nähern; um so mehr werde es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln; um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen. Je schwächer aber Motive und Spannungen seyen, um so weniger werde die natürliche Richtung des kriegerischen Elements, nämlich die Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik gibt; um so verschiedener sey daher der politische Zweck von dem Ziele eines ideales Krieges; um so mehr scheine der Krieg politisch zu werden. —

Aus allen diesen vorhergegangenen Betrachtungen über die Natur des Krieges gelangt Clausewitz endlich zu dem Resultate, daß der Krieg, in Beziehung auf die in ihm herrschenden Tendenzen, eine wunderliche Dreifaltigkeit sey, zusammengesetzt aus der ursprünglichen Gewaltsamkeit seines Elements, dem Hasse und der Feindschaft, die wie ein blinder Naturtrieb anzusehen seyen, — aus dem Spiel der Wahrscheinlichkeiten und des Zufalls, die ihn zu einer freien Seelenthätigkeit machen, — und aus

der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges, wodurch er dem blossen Verstande anheim falle. Die erste dieser drei Seiten sey mehr dem Volke, die zweite dem Feldherrn und seinem Heere, die dritte der Regierung zugewendet. Es bleibe nun die Aufgabe der Theorie, zwischen diesen drei Tendenzen in den verschiedenen Fällen das gehörige Verhältniß auszumitteln; was sich der Verfasser in dem zweiten Buche, welches über die Theorie des Krieges handelt, vorbehält. —

Nunmehr beschäftigt sich Clausewitz, den Einfluß zu untersuchen, welchen die veränderliche Natur des Krieges auf Zweck und Mittel desselben ausübet. Er unterscheidet drei Dinge, auf die sich das Ziel des Krieges richte: die Streitkraft, das Land und der Wille des Feindes. Die Streitkraft muß vernichtet, das heißt, in einen solchen Zustand versetzt werden, daß sie den Krieg nicht mehr fortsetzen kann; das Land muß erobert werden, damit sich darin keine neue Streitkraft bilde; der Wille des Feindes endlich muß bezwungen werden, damit er den Frieden unterzeichne. — Der geehrte Autor erörtert nun diese Sätze auf eine höchst geistvolle Weise, sehr ausführlich und lehrreich. Wir können ihm in seinen weitläufigen philosophischen Betrachtungen hierüber nicht zur Seite bleiben; weil es theils der Raum dieser Blätter nicht gestattet, theils das uns vorgesteckte Ziel bloß darin besteht, bei Demjenigen, was uns entweder als ganz neu, oder nicht richtig in geschichtlicher Beziehung erscheint, länger zu verweilen; während wir über das Übrige, so gehaltvoll und orginell dasselbe auch dem denkenden Leser sich darstellen dürfte, nur flüchtig hinweggleiten, und nur Dasjenige berühren, was des innern Zusammenhanges wegen nicht ganz übergangen werden darf. — Nachdem Clausewitz das Ziel des Krieges nach allen Richtungen zu ergründen gesucht, schreitet er zu den Mitteln, welche dahin führen. Dieser Mittel gäbe es aber nur ein einziges: den Kampf. — Da die Waffenentscheidung allen Kombinazionen zur Grundlage diene, so folgt hieraus, daß der Gegner jede derselben durch eine

glückliche Waffenentscheidung unwirksam machen könne, nicht nur wenn es die ist, auf welcher unsere Kombinazion unmittelbar beruht, sondern auch durch jede andere, wenn sie nur bedeutend genug ist. Denn jede bedeutende Waffenentscheidung, das heißt Vernichtung feindlicher Streitkräfte, wirke auf alle Andern zurück; weil sie sich wie ein flüssiges Element ins Niveau setzen. Daß das Mittel kostbar seyn müsse, erklärt der Verfasser an sich verständlich; denn der Aufwand eigener Streitkräfte ist, bei übrigens gleichen Umständen, immer größer, je mehr unsere Absicht auf die Vernichtung der feindlichen gerichtet ist. Hierbei erkennt der Verfasser zweierlei Zwecke: den positiven und den negativen. Das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte gehöre dem Ersteren, das Erhalten der eigenen, welches zum reinen Widerstand führe, dem Letzteren an. Nun werden diese beiden Zwecke genau erörtert. Die weite Auseinandersetzung derselben läßt sich in wenige Worte zusammenfassen: Ist für den Vertheidiger der Augenblick gekommen, wo das Zurückverlegen der Handlung in der Zeit ohne überwiegenden Nachtheil nicht weiter geschehen könne, so muß der Vortheil des negativen Zweckes als erschöpft betrachtet werden, und nun tritt das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte, welches nur durch ein Gegengewicht aufgehalten (bis sich der Gegner in Verfolgung seines positiven Zweckes erschöpft hat), aber nicht verdrängt war, unverändert wieder hervor. — Was Kombinazionen anderer Art im Kriege leisten können, behält sich der Verfasser vor, in der Folge nach und nach aufzufinden. Die blutige Entladung der Krise, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkraft, gelte einmal für immer als der erstgeborne Sohn des Krieges. Zwar könne der Feldherr wohl sich auf anderen Wegen zum Ziele hinzuwinden trachten, wenn seine dießfalsigen Voraussetzungen gehörig motivirt sind; aber man müsse doch dabei von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleichwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann;

daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegentrete. —

Hierauf beginnt der General eine höchst geistvolle auf psychologische Erfahrungen gegründete Abhandlung über den kriegerischen Genius. Indem er mit dem Ausdruck Genie die für gewisse Thätigkeiten sehr gesteigerte Geisteskraft bezeichnet, erkennt er jede gemeinschaftliche Richtung der Seelenkräfte zur kriegerischen Thätigkeit als das Wesen des kriegerischen Genius. Je mehr die kriegerische Thätigkeit bei einem Volke vorherrsche, um so mehr müsse sich auch der kriegerische Genius in demselben verbreitet finden. Dieß bestimme aber nur seinen Umfang, keineswegs seine Höhe; denn diese hänge von der allgemeinen geistigen Entwickelung des Volkes ab. Hieraus könne man natürlich entnehmen, daß bei gebildeten Völkern, die eine größere kriegerische Richtung und Entwickelung besitzen, der kriegerische Genius in den höheren Graden vorherrsche; wie dieß bei den Römern und Franzosen der Fall gewesen. Dadurch ließe sich also schon erkennen, wie groß der Antheil sey, welchen die Verstandeskräfte an dem höheren kriegerischen Genius haben. — Der Krieg ist das Gebiet der Gefahr; daher Muth vor allen Dingen die erste Eigenschaft des Kriegers. Clausewitz unterscheidet zweierlei Arten des Muthes: gegen persönliche Gefahr, und gegen die Verantwortlichkeit. Der Muth gegen die persönliche Gefahr sey wieder doppelter Art: erstens könne er aus Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, kurz, aus dem innern Organismus entspringen, und alsdann müsse er als ein bleibender Zustand angesehen werden; oder zweitens könne der Muth aus positiven Motiven hervorgehen, wie Ehrgeiz, Vaterlandsliebe, Begeisterung jeder Art. In diesem Falle ist derselbe mehr eine Gemüthsbewegung, ein Gefühl. Die erstere Art des Muthes gehöre mehr der Standhaftigkeit, die letztere mehr der Kühnheit an; — beide vereinigt geben die vollkommenste Art des Muthes. — Den Muth gegen die Verantwortlichkeit hat der Verfasser nicht erörtert.

Er scheint die Schwierigkeiten empfunden zu haben, welche sich da zeigen, wo man bestimmen wollte, in wie weit und wann der Feldherr es wagen dürfe, die Überschreitung der Grenzen der Verantwortlichkeit durch die Wahrscheinlichkeit des glücklichen, großen Erfolges zu rechtfertigen. — Wir glauben, daß die herrlichsten Resultate wohl da geerntet werden dürften, wo gar keine Verantwortlichkeit gegen einen höheren weltlichen Richterstuhl besteht. Napoleon, Friedrich und Gustav Adolf haben dieß hinlänglich bewiesen. — Kehren wir wieder zum Autor. „Der Krieg ist das Gebiet der Ungewißheit. Drei Viertheile derjenigen Dinge, worauf das Handeln im Kriege gebaut wird, liegen im Nebel einer mehr oder weniger großen Ungewißheit.“ Hier sey es also zuerst, wo ein feiner durchdringender Verstand in Anspruch genommen wird, um mit dem Takte seines Urtheils die Wahrheit herauszufühlen. Soll nun der Feldherr den beständigen Streit mit dem Unerwarteten glücklich bestehen, so seyen ihm zwei Eigenschaften unentbehrlich: Verstand, der auch in dieser gesteigerten Dunkelheit nicht ohne einige Spuren des inneren Lichtes ist, die ihn zur Wahrheit führen, — und dann Muth, diesem schwachen Lichte zu folgen. Den Ersteren bezeichnet der Verfasser mit dem französischen Ausdruck coup d'oeil; was eben so gut mit dem deutschen Worte Scharfblick hätte gegeben werden können. Der Letztere ist die Entschlossenheit. Aus dem Gesagten schließt er nun, daß es keine Entschlossenheit ohne einer gewissen eigenthümlichen Richtung des Verstandes gebe. Zwar könne ein unüberlegtes Handeln auch hin und wieder das Rechte treffen; aber nur der sogenannte Durchschnittserfolg sey es, der auf das Daseyn des kriegerischen Genius deute. — Wir sind von dieser Ansicht des verewigten Herrn Verfassers vollkommen durchdrungen, meinen aber dennoch, daß es auch eine Entschlossenheit geben könne, die recht lobenswerth bleibt, wenn sie auch keinem Lichte folgt, und ihr eben kein sehr hellsehender Verstand zur Seite steht. Wir halten es für hinlänglich, wenn der Gedanke, daß in mehreren Fällen das Zaudern oder Unterlassen irgend einer kräf-

tigen, wenn auch nicht reiflich überdachten, That mehr Nachtheil bringen könne, als rasches Handeln, — es möge gelingen oder mißglücken, — den schnellen Entschluß zur Reife bringt. Und hier treffen wir mit dem Verfasser wieder zusammen. Denn er bezeichnet unter dem Ausdruck: Geistesgegenwart die Nähe und Schnelligkeit der vom Verstande dargereichten Hilfe; sagt aber gleich darauf, Seite 63, — daß es von der Natur des Falles abhänge, ob diese herrliche Eigenschaft des Menschen mehr dem Verstande oder dem Gemüthe zugeschrieben werden müsse. Wenn wir aber die Kriegsgeschichte durchblättern, die Thaten einzelner Befehlshaber und gemeiner Krieger lesen, so bedünkt es uns fast, daß, nach der Durchschnittserfahrung, die Geistesgegenwart mehr einer eigenthümlichen, ja oft instinktmäßigen Richtung des Gemüthes, als dem bloßen Verstande angehöre. Dieß scheint selbst Clausewitz gefühlt zu haben; aber er durfte es, um seine vorausgegangenen Ideen über die Entschlossenheit nicht umzustoßen, nimmermehr gestehen. Denn Seite 62 sagt er ganz richtig, daß es eine große Zahl von Beispielen gebe, wo Männer, die in den niedern Regionen die größte Entschlossenheit gezeigt hatten, diese in den höheren verloren. Warum geschah aber dieses? Wahrscheinlich, weil der Verstand, in je erweiterte Räume er gelangte, desto bedachtsamer zu Werke ging, schnelle Hilfe darzureichen; weil die Verantwortlichkeit mit dem höheren Wirkungskreise in gleicher Proporzion stieg, und daher die eigenthümlichen Richtungen des Gemüthes durch die Funkzionen eines mehr überlegenden Verstandes verschlungen wurden. Wir werden später Gelegenheit haben, auf diesen Gegenstand zurückzukommen, und uns bemühen, zu zeigen, zu welcher Kette von irrigen Schlüssen den geistvollen Autor eine oder die andere nicht ganz angemessen gestellte Prämisse zuweilen führen mußte. —

Der Verfasser wirft nunmehr einen Gesammtblick auf die vier Bestandtheile, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in welcher sich der Krieg bewegt: auf die Gefahr, die körperliche Anstrengung, die Ungewißheit und

den Zufall. Er findet es leicht begreiflich, daß eine große Kraft des Gemüthes und Verstandes erforderlich sey, um in diesem erschwerenden Elemente mit Sicherheit und Erfolg vorzuschreiten, eine Kraft, welche die Erzähler und Berichterstatter kriegerischer Ereignisse, nach den verschiedenen durch die Umstände erzeugten Modifikazionen, mit den Namen Energie, Festigkeit, Standhaftigkeit, Gemüths- und Karakterstärke bezeichnen. Er erläutert alle diese Eigenschaften in einer ausführlichen philosophischen und psychologischen Abhandlung, und nennt am Schlusse ein starkes Gemüth ein solches, welches auch bei den heftigsten Regungen nicht aus dem Gleichgewichte geräth. In Beziehung auf die Verschiedenartigkeit der Menschen hinsichtlich des Gemüthes unterscheidet er: 1.) Phlegmatische oder indolente Menschen. „Diese können nicht leicht aus dem Gleichgewichte gebracht werden; aber freilich kann man das nicht Seelenstärke nennen, wo es an aller Kraftäußerung fehlt. Es mangelt ihnen oft das positive Motiv des Handelns, der Antrieb, und als Folge davon, die Thätigkeit; aber sie verderben nicht leicht etwas.“ — Die letztangeführte Ansicht können wir unmöglich theilen; da wir glauben, daß besonders ein höherer Befehlshaber durch stetes Passivbleiben mehr verderben kann, als durch nicht tief überlegtes, aber entschlossenes Handeln. — 2.) Sehr regsame, deren Gefühle aber nie eine gewisse Stärke überschreiten, und die wir als gefühlvolle, aber ruhige Menschen kennen. Als Eigenthümlichkeit dieser Klasse erkennt der Verfasser, daß sie von kleinen Gegenständen leicht zum Handeln angeregt, von großen aber leicht erdrückt werden. — 3.) Sehr Reizbare, deren Gefühle sich schnell und heftig wie Pulver entzünden, aber nicht dauernd sind. Bei der reißenden Schnelligkeit ihrer Gefühle ist es solchen Menschen doppelt schwer, das Gleichgewicht des Gemüthes zu behaupten; daher verlieren sie häufig den Kopf, und das ist für die Kriegführung die schlimmste ihrer Seiten. — 4.) Solche, die durch kleine Veranlassungen nicht in Bewegung zu bringen sind, und die überhaupt nicht schnell, sondern nach und nach in Bewe-

gung kommen; deren Gefühle aber eine große Gewalt annehmen, und viel dauernder sind. Dieß sind die Menschen mit großen, tief und versteckt liegenden Leidenschaften. Diese, die sich zu der dritten Klasse, wie die Glut zur Flamme verhalten, sind am meisten geeignet, mit ihrer Titanenkraft die ungeheuern Massen wegzuwälzen, unter welchen sich der Verfasser bildlich die Schwierigkeiten der kriegerischen Handlung vorstellt.

Um einen ganzen Krieg, oder seine größten Akte, die wir Feldzüge nennen, zu einem glänzenden Ziele zu führen, dazu gehöre eine große Einsicht in die höheren Staatsverhältnisse. Kriegführung und Politik fallen hier zusammen, und aus dem Feldherrn wird zugleich der Staatsmann. Clausewitz verfolgt nun die Eigenschaften desselben in allen Nüancen. Er fordert von der Phantasie des Feldherrn, dieser höchst unverläßlichen, betrügerischen Göttinn, das Vermögen, sich von jeder Gegend schnell eine richtige, geometrische Vorstellung zu machen, kurz, den sogenannten Ortssinn im ausgedehntesten Grade, und schließt hierauf seine höchst interessante Schilderung des kriegerischen Genius mit den Worten: „daß es mehr die prüfenden als schaffenden, mehr die umfassenden als einseitig verfolgenden, mehr die kühlen als die heißen Köpfe sind, denen wir im Kriege das Heil unserer Brüder und Kinder, die Ehre und Sicherheit unseres Vaterlandes anvertrauen mögen.“ —

Der Verfasser geräth jetzt wieder auf jene vier Hauptbestandtheile, aus denen die Atmosphäre zusammengesetzt ist, in der sich der Krieg bewegt. Er begleitet den Neuling auf das Schlachtfeld, beobachtet ihn in den verschiedenen, wachsenden Graden der Gefahr, und schließt, daß ein gewöhnlicher Mensch bis zur völligen Unbefangenheit und natürlichen Elastizität der Seele es nimmer bringe; — woran man erkennen möge, daß mit Gewöhnlichem Nichts auszurichten sey. Enthusiastische, stoische, angeborene Bravour, gebieterischer Ehrgeiz, oder auch lange Bekanntschaft mit der Gefahr, müssen vor Allem vorhanden seyn, wenn man zu einem Ziele gelangen will, welches auf dem Zimmer so leicht zu erreichen schiene.

Nachdem der Verfasser seine Ansichten über die körperliche Anstrengung und über den Einfluß der Nachrichten im Kriege entwickelt hat, folgt ein höchst anziehendes Kapitel: Frikzion im Kriege, überschrieben, um eine Sache zu bezeichnen, die allerdings im Kriege eine wesentliche Rolle spielt, nämlich die ganz eigenthümlichen, verzögernden und hemmenden Schwierigkeiten, die sich zwischen die Gedanken des Führers und die Ausführung durch die Untergebenen schieben, und die gewiß durch diesen Ausdruck: Frikzion, sehr treffend bezeichnet sind, obgleich der deutsche Name, Reibung, der in dynamischer Form gekleideten Idee des Autors eben nicht geschadet haben würde. — Zuletzt bietet uns der geehrte Verfasser am Schlusse des ersten Buches, unter dem Titel: Schlußbemerkungen, den ohnehin bekannten Satz: daß nur in der Kriegsgewohnheit des Heeres ein milderndes Öl für die Reibung, welche durch die erwähnten eigenthümlichen Schwierigkeiten im Kriege entstehe, zu finden sey. Clausewitz meint daher, daß ein Staat, der lange im Frieden sich befindet, stets suchen sollte, kriegserfahrene Offiziere fremder Heere von jenen Schauplätzen Europas, wo mittlerweile Bellonens Fackel geleuchtet, an sich zu ziehen, oder einige von den Seinen dahin zu schicken, damit sie den Krieg kennen lernen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

2.) Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittleren und neueren Zeit, in 200 Blättern. Von Fr. v. Kausler, Major im königl. würtembergischen Generalquartiermeisterstabe. — Vierte und fünfte Lieferung. Karlsruhe und Freiburg, bei Herder 1832—1833.

In Wien ist dieser Atlas bei Rohrmann und Schweiger zu erhalten.

Die IV. Lieferung kostet sammt Textheft 10 fl. 34 kr. K. M.

» V. » » » » 10 » 34 » »

Zusammen . . 21 fl. 8 kr. K. M.